

Die Frau von gegenüber

David Pawn

Copyright © 2013 Michael Siedentopf

Die fünf jungen Leute starrten alle in ungläubigem Staunen auf den alten Mann. Das Licht der flackernden Kerzen warf ihre Schatten als beängstigende Gespenster an die Wand. Für einige Sekunden hätte man eine Stecknadel zu Boden fallen hören können.

Sie hatten sich alle in Franks Wohnung getroffen. Frank war der einzige der jungen Leute, der eine eigene Bude hatte, und sie trafen sich hier in regelmäßigen Abständen. Manchmal gingen sie auch gemeinsam auf Tour durch die Kneipen der Umgebung: Außer Frank saßen seine Freunde Martin und Gerald, Gerald's Freundin Anke und Heike, die mit Frank ging, um den runden Eichentisch herum. Dieses solide Holzmonster hätte vielleicht antiquarischen Wert gehabt, wenn es nicht so viel Flecke und Ränder geziert hätten.

Sie hatten alle sechs schon einige Biere getötet. Auf dem Tisch stand ein Haufen leerer Flaschen, die meisten davon hatten Radeberger enthalten. Das Bier hatten die Jungs besorgt, die Idee mit den Kerzen hatten die Mädchen gehabt. „So wird die Stimmung unheimlicher“, hatten sie gesagt. Das Besondere an diesem Abend waren aber nicht die Kerzen, jedenfalls nicht so besonders, das sie allein erwähnenswert gewesen wären.

Das Besondere war der alte Mann. Sie hatten ihn auf einer ihrer Touren durch die Kneipen kennengelernt. Er war einer von jenen Menschen, die einem sofort auffallen, wenn man sie zum ersten Mal sieht, und deren Gesichtszüge man dann nie mehr vergisst. Er sah aus wie eine Mumie. Tiefe Furchen zogen sich durch ein Gesicht, das wie mit Elefantenleder bezogen aussah. Die Augen lagen so weit unter dem Stirnbein, dass dessen dunkle Schatten sie fast völlig verbargen. Die Brauen waren graue Fuchsschwänze. Ein eisgrauer Vollbart bedeckte die untere Gesichtshälfte. Der beinahe zahnlose Mund war vermutlich dankbar dafür.

In krassem Gegensatz zu der üppigen Behaarung im Gesicht stand das dünne graue Haupthaar, das in einzelnen Strähnen vom Kopf herunter hing.

Sie hatten den alten Mann in dieser Kneipe der Dresdner Neustadt allein an einem Tisch sitzen sehen und sich spontan von ihm angezogen gefühlt. Sie wussten nicht, wie er hieß. Sie hatten ihn von Anfang an den alten Mann genannt, sie nannten ihn noch immer so.

Gerald hatte den alten Mann eingeladen. Der Grund war einfach. Es gab zwei Dinge, die Gerald bewunderte: Malerei und gute Geschichten. Und es gab zwei Dinge, die der alte Mann beherrschte: malen und Geschichten erzählen.

„Wie alt schätzt ihr mich?“, hatte der alte Mann gefragt, nachdem er die erste Geschichte zu Ende erzählt hatte. „Na, was glaubst du?“, wandte er sich direkt an Anke.

„75“, sagte Anke. Sie wollte dem alten Mann vielleicht schmeicheln. Es war die gleiche Situation, wie wenn ein Mann eine Frau, die mit ihrer Tochter auf einer Party ist, fragt: „Wo steckt denn Ihre ältere Schwester?“

Der alte Mann lächelte ein feines, ironisches Lächeln, das man unter seinem dichten Bart kaum sah.

„105!“, platzte Martin heraus. Er sprach damit aus, was alle fünf jungen Leute glaubten.

Schallendes Gelächter war die Antwort. Dann streckte sich der alte Mann etwas. Er schob den Brustkorb heraus, hob das Kinn und sah allen fünf der Reihe nach fest in die Augen.

„56“, sagte er dann mit fester Stimme, und das sekundenlange Schweigen des Unglaubens senkte sich über den Tisch.

Keiner der jungen Leute sprach aus, was er dachte. ‚Er ist verrückt. Er weiß nicht mehr, in welchem Jahr er lebt.‘

„Ihr glaubt mir nicht“, sagte der alte Mann ruhig. „Aber bedenkt, es gibt noch mehr Dinge außer der Zeit, die uns den Stempel des Alters aufdrücken.“ Dann, als noch immer ehrfurchtsvolles Schweigen herrschte, fuhr er fort: „Ich will euch eine Geschichte erzählen. Ich will sie beginnen, wie man jedes gute Märchen beginnt: Es war einmal ...“

Der alte Mann nahm einen großen Schluck Bier aus der Flasche vor ihm. Dann sagte er: „Es war einmal ein Maler.“

„Das wart Ihr, nicht wahr?“, fiel im Gerald plötzlich ins Wort. Er hatte endlich seine Sprache wiedergefunden.

„Nein“, antwortete der alte Mann. „Oder hast du je davon gehört, dass der Protagonist eines Märchens dieses selbst erzählt?“

Keiner der jungen Leute antwortete. Alle schauten sie gebannt auf den alten Mann. Er hatte sie verzaubert, sie waren in seinem Bann und wollten nur noch eines: seine Geschichte hören. Der alte Mann wusste, dass man ihn nicht noch einmal unterbrechen würde. Also begann er zu erzählen.

Es war einmal ein Maler. Er war jung und tüchtig, aber das genügt gewöhnlich nicht, wenn man sich der Kunst verschrieben hat. Talent lässt sich durch Fleiß kaum ersetzen. So kam es, dass der Maler nicht berühmt und erst recht nicht wohlhabend war. Er wohnte in

einer kleinen Mansardenwohnung in einer unbedeutenden Kleinstadt im Süden. Der einzige Luxus, den er sich in dieser Wohnung leistete, war ein riesiges Atelierfenster, das ihm genügend Sonnenlicht bescherte, um zu malen.

Die Straße, in der der Maler wohnte, war schmal. Von seinem Fenster aus konnte er in die halbverfallenen Häuser der gegenüberliegenden Straßenseite sehen. Manche dieser Fenster waren wie leere Höhlen eines alten Totenschädels, andere hatte man mit Brettern vernagelt. Nur wenige Fenster zierten noch Gardinen, doch wenn, so sahen diese oft auch eher wie verfallene Spinnweben aus. Es war keine Straße, um Bilder über glückliche Menschen in einem strahlenden Frühling zu malen.

Der Maler war nicht aufmüpfig, er war kein Revolutionär. Die Umstände waren nicht danach. Wenn er also den Auftrag bekam, ein Bild für die Aula einer Schule zu malen oder für den Speiseraum einer Kaserne, so nahm der Maler an. Er war ein Alltagskünstler, einer von den vielen, deren Namen nie genannt werden.

Trotzdem träumte der Maler an manchen Tagen von der Kunst. Dies kam immer dann vor, wenn der Regen gleichmäßig auf das Dach trommelte und ihn in eine schwermütige Stimmung versetzte. Dann fragte sich der Maler, ob es nicht doch mehr gab als das, was er bisher in seinem Leben geschaffen hatte. Ob es nicht doch einen Weg gab, der täglichen Tretmühle von Auftragswerken billigster Machart zu entkommen und etwas wirklich Großes zu schaffen.

Der Maler gab sich diesen Träumen hin, er versenkte sich in sie. Er hatte Zeit dazu, denn er war allein. Einige Geliebte hatte er gehabt, aber sie hatten ihn stets schnell wieder verlassen, wenn sie merkten, dass sie an seiner Seite nicht die Sonne des Ruhmes genießen konnten. Und da war noch etwas, was das Verhältnis des Malers zum schönen Geschlecht störte. In seinem Herzen verborgen ruhte eine unerklärliche Angst vor Frauen. Sie lähmte ihn, wenn er sich ihnen näherte. Vielleicht glauben manche jetzt, der Maler war einfach nur schüchtern, aber was er tief im Innern fühlte, war nicht Schüchternheit. Es war die unerklärliche Angst vor einem Schicksal, das ihn ereilen würde, ein Schicksal, das irgendwie mit einer Frau verknüpft war.

Es war im März 1988 als der Maler wegen eines Auftrages für zwei Wochen nach Dresden reisen musste. Er sollte die Wand eines Schulspeisesaales mit einem Bild in üblicher Manier schmücken. In diesen Wochen besprach er seine Vorstellungen mit den zuständigen Instanzen, machte die Gage klar und nahm die Maße für das fertigzustellende Gemälde ab. Aber er ließ es sich auch nicht nehmen, den großen Malern der Vergangenheit seine Referenz zu erweisen. Er besuchte die Gemäldegalerie Alter Meister und ließ sich von der Großartigkeit dieser Bilder gefangen nehmen.

Besonders die Schlummernde Venus erregte sein Interesse - als Künstler und irgendwie auch als Mann. Dies lag nicht daran, dass hier einfach eine nackte Frau dargestellt war. Der Maler hatte auch schon mehrere Aktbilder verflossener Geliebter in seinem Atelier, doch keines sprach sein Herz so an wie diese Venus eines großen Meisters. Vielleicht lag es an der Ungezwungenheit dieser Venus, die sich an ihrer eigenen Nacktheit erfreute. Sie war verführerisch, gerade weil sie nicht verführen wollte.

Der Maler konnte das Bild nicht vergessen. Die Venus drängte sich ihm in den Träumen auf. Eine innere Stimme rief ihm zu, wenn er sich Maler nennen wolle, müsse er auch solche Schönheit erschaffen. Doch wie sollte er, wenn wieder nur ein Bild für einen Schulspeisesaal zu malen war?

Zuhause erlebte der Maler eine Überraschung. Im Haus gegenüber war im obersten Stockwerk jemand eingezogen. Er blickte jetzt nicht mehr auf eine mit Brettern vernagelte Fensteröffnung, sondern auf einen frisch gestrichenen Fensterrahmen und wunderschöne Wolkengardinen, die fast wie echte Wolken vor dem Fenster schwebten.

Am Abend dieses Tages offenbarte sich die zweite Überraschung. Im hellerleuchteten Fenster sah der Maler eine Frau in der gegenüberliegenden Wohnung. Sie war schön. Es gibt keine Worte, die besser beschreiben, was der Maler empfand, als er die Frau zum ersten Mal sah, als diesen einfachen Satz: Sie war schön. Schlank und feingliedrig war ihre Gestalt. Die Proportionen stimmten. Ihre Bewegungen waren gleichmäßig und ruhig, fast als tanze, nein, mehr noch, als schwebe sie durch den Raum. Sie hatte langes, flammenfarbenedes Haar, eine Welle des Feuers, die sich fast bis zum Bund ihres Rockes erstreckte. Sie trug ein schwarzes Samtkostüm, das ihre Formen zusätzlich zur Geltung brachte.

Der Maler sah diese Frau und wusste, dass er sie malen würde.

Zwei Tage nachdem der Maler sein neues Gegenüber kennengelernt hatte, zeigte sich die Frau zum ersten Mal nackt am Fenster.

Der Maler sah aus dem Fenster seiner Wohnung und stellte als erstes fest, dass die Frau von gegenüber die Gardinen zur Seite gerafft hatte. Dann sah er sie. Sie stand in der Mitte des Zimmers und war gerade dabei, sich zu entkleiden. Für Augenblicke schüttelte eine unbändige Lust den Maler wie ein Fieberschauer.

Er starrte wie gebannt auf die Schönheiten der Natur, die ihm dargeboten wurden. Er war sich sicher, die Frau wusste, dass er sie beobachten konnte. Sie wollte es, wozu sonst hätte sie die Gardinen zur Seite raffen sollen.

Diese Frau wusste um ihre Schönheit, und sie wollte sie zeigen. Sie zeigte ihre glatte, straffe Haut, die eine reizvolle Blässe bedeckte. Man konnte glauben, eine Statue aus weißem Marmor vor sich zu sehen. Ihre Brüste waren Kuppeln einer weißen Kathedrale der

Begierde. Und dort, wo ihre Schenkel sich im Tal der Venus trafen, flammte das Haar wie ein ewiges Feuer.

Von jenem ersten Tag an verging eine Woche, ehe der Maler den Mut fand, die Frau zu fragen, ob er sie malen dürfe. Er öffnete sein Fenster und rief die Frage zur anderen Straßenseite hinüber, gerade als die Frau begann, sich zu entkleiden. Sie sagte kein Wort. Sie sah ihn nur für ein paar Sekunden aus dunklen Augen an, und der Maler glaubte, Trauer in den Zügen der Frau erkannte zu haben. Dann nickte sie. Sie sagte kein Wort, nickte nur leicht mit dem Kopf und entkleidete sich weiter.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte in diesem Nicken eine Spur von Resignation erkannt. Es sah aus, als nicke ein zum Tode Verurteilter, wenn ihn der Richter fragt, ob er das Urteil vernommen habe. Doch der Maler war nicht aufmerksam, denn er war von der Schönheit der Frau viel zu sehr gefesselt.

So begannen die Sitzungen des Malers mit der Frau von gegenüber. Sie begannen stets nach Einbruch der Dunkelheit und dauerten bis zur Mitternacht. Dann verschloss die Frau das Fenster mit den Wolkengardinen und zog sich zurück. In den Stunden zuvor aber posierte sie dem Maler in ihrer ganzen Pracht. Von Tag zu Tag steigerte sich im Herzen des Malers die Sehnsucht. Und eine weitaus weltlichere Sehnsucht steigerte sich in seinen Lenden fast mit jedem Blick, den er auf diese Frau warf.

Der Maler versuchte, sich der fremden Schönen anzuvertrauen, doch gab sie auf Fragen seinerseits niemals Antwort. Manchmal nur neigte oder schüttelte sie leicht den Kopf. Der Maler versuchte, die Frau außerhalb ihrer Wohnung zu treffen, doch es wollte ihm nicht gelingen. So sehr er auch hoffte und wartete, nie sah er sie das Haus verlassen, nie traf er sie beim Einkaufen oder Spaziergehen. Manchmal schien es fast, als würde die Frau von etwas oder jemandem in ihrer Wohnung gefangen gehalten.

So verstrich fast ein Monat. Der Maler lebte in dieser Zeit in einem ständigen Widerstreit der Gefühle. Ein ums andere Mal packte ihn während der Arbeit eine unbändige Lust. Er wäre nur zu gern hinübergerannt zu dieser unbekanntem Schönen, hätte von ihr Besitz ergriffen und sein Verlangen gestillt. Aber eine unerklärliche Furcht ließ ihn davor in letzter Sekunde immer wieder zurückschrecken. Sinnliche Träume quälten den Maler. An manchen Tagen überfielen ihn diese Trugbilder sogar am Tage.

Er sah die schöne Frau vor sich. Nackt und in ihrer ganzen Schönheit saß sie auf einer bunten Sommerwiese. Die Arme hatte sie ausgebreitet, die Schenkel einladend geöffnet. Sie erwartete den Maler. Er stand da, verzaubert. Dann rannte er auf sie zu, warf sich in ihre Arme, auf ihren Körper. Eine zärtliche, weiche Wärme umfing ihn. Lust durchflutete seinen Körper und ließ eine Brandung in seinem Kopf gegen ferne Gestade schlagen. Dann

schüttelte ihn der Orgasmus, und noch während er ihn in gierigen Zügen trank, kam er wieder ein wenig zu klarem Verstand. Und dann sah er, dass er nicht auf einer bunten Wiese mit der Schönen war. Dieser Ort, wo sie es getrieben hatten, war ein Friedhof.

Die fremde Frau von der anderen Seite der Straße verstand es ausgezeichnet, ihre Reize zur Geltung zu bringen. Sie zeigte immer neue Varianten kunstvoller Verhüllung und Wiederentdeckung bei der täglichen Entkleidung. Sie wand sich, präsentierte bald diese, bald jene Körperpartie. Zärtlich fuhr ihre Zunge über die wie zum Kuss gespitzten vollen Lippen. Ab und an spreizte sie, wie um eine Ermüdung zu bekämpfen, die Schenkel, dem Maler den Weg zum Allerheiligsten weisend. Ihre Hände streichelten spielerisch den eigenen Körper, verweilten bei den großen, aber straffen und aufrechten Brüsten, die sich dem Maler entgegenzustrecken schienen. Es war kein Modellstehen, es war ein Tanz der Verführung.

Trotz der Seelenqualen die der Maler an manchen Tagen litt, gedieh das Bild der Frau unter seinen Händen prächtig. Venus am Fenster hatte er es getauft, und er war sicher, es würde sein Meisterwerk werden. Wenn alles, was er je gemalt hatte, nur dazu taugte, verbrannt zu werden, dieses Bild würde ihn überdauern, würde seinen Ruhm als Maler nachfolgenden Generationen mitteilen. Dieses Bild war ein Triumph der Erotik über den Alltag des Lebens. Aber obwohl es voller Sinnlichkeit steckte, war es auch ein Triumph des Gefühls über die nackte körperliche Gier. Venus, die Göttin der Liebe, der seelischen wie der fleischlichen, war in der Lage, beide zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Das war Inhalt und Intention dieses Bildes.

Der Maler hatte es sich bereits bei anderen Aktbildern auferlegt, während der Zeit des Entstehens dieser Bilder seine sexuelle Begierde zu zügeln. Nie hatte er während der Dauer des Modellsitzens mit dem Modell geschlafen. Er wollte seine Schöpfungen auf der Leinwand nicht von Lust besudelt sehen. Diesmal jedoch war der Drang übermächtig, zumal sein Modell so offensichtlich willig und bereit war.

Es überkam ihn wie ein Anfall. Gerade noch hatte er den Pinsel über die gemalten Elfenbeinschenkel der Schönen geführt. Plötzlich durchflutete ihn die Lust. Nur noch wenige Pinselstriche trennten den Maler von der Fertigstellung des Gemäldes, aber er konnte nicht mehr länger warten. Und er wollte es auch nicht. Er lief aus seinem Atelier und ließ seine Venus zurück. Auf den Treppen nahm er drei Stufen auf einmal. Dann lief er zum gegenüberliegenden Haus hinüber und stieg dort eilig zum Dach empor.

Der Maler war in jenen Augenblicken wie von Sinnen. Er hörte und sah nichts. Sonst wäre ihm vielleicht der verfallene Zustand des Treppenhauses aufgefallen. Es sah aus, als hätte schon seit Jahren mehr niemand auch nur einen Fuß in dieses Haus gesetzt. Ratten

huschten in den dunklen Ecken umher. Manche der Treppenstufen waren so morsch, dass sie unter dem Gewicht des Malers knackend brachen. Staub lag dick auf dem Geländer und bildete bald einen wirbelnden Nebel, den der Maler durcheilte.

Endlich stand der Maler vor der Tür, hinter der seine Angebetete wohnen musste. Er atmete schwer, so sehr bedrückten ihn das eilige Laufen und die fiebrige Lust. Nachdem er zweimal tief Atem geschöpft hatte, klopfte der Maler laut gegen die Tür. Dumpf hallten die Schläge nach.

Er lauschte, doch nichts regte sich im Inneren der Wohnung. Nur der Wind säuselte in den Ecken des Gemäuers. Der Maler klopfte erneut, doch auch diesmal regte sich nichts. Nur das hohe Pfeifen einer erschreckten Ratte war deutlich zu hören. Daher entschloss der Maler sich, die Klinke niederzudrücken. Seine Lust aber war zum großen Teil bereits verraucht. Ein Schauer der Furcht hatte sich stattdessen in seiner Brust festgesetzt. Angst legte sich wie ein Riegel über sein Herz und hinderte es zu schlagen.

Langsam öffnete sich die Tür. Dabei gab sie ein quietschendes Geräusch von sich wie der Hilfeschrei einer Frau. Dem Maler bot sich nun ein Bild, das er weder erwartet hatte, noch das zu erfassen er in der Lage war. Sekundenlang sperrte sich der Verstand anzuerkennen, was dort vor ihm lag. Die Tür gab den Blick auf einen alten, verfaulten Hängeboden frei. Spinnweben hingen überall, und der Staub war meterdick. Ein muffiger Geruch, der an eine geöffnete Gruft erinnerte, lag in der Luft. Nichts erinnerte an eine freundliche Wohnung, wie sie der Maler eben noch von seinem Fenster aus gesehen hatte.

Der Maler trat zwei Schritte in den Raum hinein. Dann sah er es und hatte das Gefühl, sein ganzer Körper krampfe sich zusammen. Der Schauer von Entsetzen und Übelkeit begann in seinem Magen und pflanzte sich von dort in alle Körperregionen gleichzeitig fort. Der Maler wollte sich abwenden, wollte nicht sehen, was er sah, doch eine unbekannte Kraft hielt ihn wie mit Fesseln fest.

Direkt vor dem Fenster, an einem alten Wäscheseil aufgeknüpft hing ein Gerippe von oben herab. Es war vollständig verrottet. Ein Teil des Fleisches hatten vermutlich auch Ratten gefressen. Dennoch erkannte der anatomisch geschulte Blick des Malers sofort, dass dies das Gerippe einer Frau war. Es schien, dass, sobald ein leichter Windzug sich regte, das Gerippe aus dem Fenster zur gegenüberliegenden Wohnung winke, zur Wohnung des Malers. Manchmal gab es auch ein leise klappendes Geräusch von sich, wenn die Knochen aufeinander schlugen.

„Es friert“, ging dem Maler ein absurder Gedanke durch den Kopf.

Dies alles war für den Maler wie ein Wirklichkeit gewordener Alptraum. Aber es war nicht das Furchtbarste. Der Maler verließ den unheimlichen Ort und kehrte in sein Atelier

zurück. Als er auf die Leinwand sah, raste die Zeit mit unglaublicher Geschwindigkeit an dem Künstler vorbei. Er wurde grau, das Alter grub sich mit harter Hand in seine Gesichtszüge ein. Der Wahnsinn streckte seine langen Krallenfinger nach dem Verstand des Malers aus. Ein einziger, langgezogener Schrei entrang sich seiner Kehle. Es war der Schrei des getroffenen Tigers im undurchdringlichen Dschungel Indiens. Ein Schrei, der in wenigen Sekunden alles Leben aus dem mächtigen Organismus hinausschleudert, der gleich darauf aufhört, zu sein.

Dort auf der Leinwand war nicht länger die Venus am Fenster zu sehen, sondern jenes von einem Dachbalken herabhängende Gerippe. Aus blinden Augenhöhlen glotzte es den Maler an, und der zahnlose Mund schien hämisch zu grinsen.

Keiner weiß, was danach passiert ist. Der Maler erwachte Tage später in einem frisch bezogenen, gestärkt duftenden Krankenhausbett. Das Haus gegenüber dem seinen war in Flammen aufgegangen. Menschen waren nicht zu Schaden gekommen, denn es stand schon seit Jahren völlig leer.

Der alte Mann sah seine fünf jungen Freunde mit einem traurigen Lächeln an. „Ihr seht, es gibt viele Wege, alt zu werden“, sagte er, und es klang unendlich müde.

Heike atmete hörbar auf. „Wie gut“, sagte sie mit dem vorsichtigen Anflug eines Lächelns, das noch nicht weiß, ob es sich zeigen darf, „dass es nur ein Märchen ist.“

Der alte Mann nickte weise zweimal mit dem Kopf und sagte einfach nur: „Ja!“ Dann entblößte er die Reste seiner Zähne zu einem breiten Grinsen.

Gerald dachte für einen Moment an das grinsende Gerippe auf dem Dachboden. Er sah den alten Mann an, und eine Gänsehaut lief über seinen Rücken zum Nacken hinauf. Dann griff der alte Mann nach seiner Flasche Bier und nahm einen großen Schluck. Schaum blieb in seinem Bart zurück. Damit war alles Grausige plötzlich weggewischt. Was blieb, war ein alter Säufer, der mit guten Geschichten Bier und Schnaps für den täglichen Bedarf verdiente. Ein Märchenerzähler aus dem Orient, der sich hierher verlaufen hatte und nun Geschichten nach europäischer Fassung erzählte.

„Wisst ihr übrigens“, setzte der alte Mann gerade zu einer neuen Geschichte an, „was das Eidolon ist?“

Keiner wusste es. Aber, wie schon gesagt, das ist eine andere Geschichte.